

SABINE BRANDL, GISELA WEINHÄNDLER (HRSG.)

DUNKLE GESTALTEN

Geschichten aus dem Dorf



Dunkle Gestalten

Geschichten aus dem Dorf

E-Book, 1. Auflage, September 2024
Copyright 2024, muc Verlag, München

Das Recht der Texte verbleiben bei den Autor:innen.

Das Werk in allen seinen Teilen ist urheberrechtlich
geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der
Autor:innen unzulässig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmung, Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Covermotiv: Gisela Weinhändler

Satz, Layout, Umschlaggestaltung(Print), E-Book: Gisela
Weinhändler | www.gisela-weinhaendler.de

Lektorat: Ulrike Weinhart | <https://www.schoener-texten.de/>

Die Geschichten sind ebenso veröffentlicht (Print) in: Dunkle
Gestalten - Geschichten aus dem Dorf
(Hrsg. Sabine Brandl, Gisela Weinhändler, muc Verlag GbR,
September 2024)

muc Verlag GbR, München
www.muc-verlag.de

Impressum:

muc Verlag c/o Gisela Weinhändler, Gerhart-Hauptmann-
Ring 11, 81737 München

Vorwort

Dörfliche Idylle wird von vielen besungen, besonders von übermenschten Städtern aus den Ballungsräumen. Das Landleben wird glorifiziert, als eine gesündere, lebenswertere Alternative zur Hektik und Anonymität der Städte empfunden. Doch ist das immer so?

Auch das Dorf hat seine dunklen Gestalten. Alte Flüche brechen sich ihren Bann, sonderbare Frauen werden als Hexen verfolgt, Eifersuchtsdramen enden blutig und manch Totgeglaubte erwachen wieder zum Leben. Doch das ist noch nicht alles! Neben Hexen, Mörder:innen und Zombies begegnen Ihnen in diesem Buch auch Psychopath:innen, Werwölfe, Geister, unheimliche Schattenfiguren sowie viele andere erschreckende und düstere Charaktere.

Im Rahmen unseres öffentlich ausgeschriebenen Literaturwettbewerbs haben uns über 500 Texte erreicht, von denen die 24 besten in dieser Anthologie versammelt sind. Die Auswahl ist uns nicht leichtgefallen, da sehr viele fesselnde und äußerst lesenswerte Storys dabei waren. Als Herausgeberinnen ist uns wichtig, dass die Geschichten nicht nur spannende Dunkelwesen beinhalten, sondern auch die Atmosphäre und Intimität eines Dorfes, die Beschaulichkeit und Harmonie beschreiben, aber auch die Vorurteile, die Geschwätzigkeit, Hinterhältigkeit und Scheinheiligkeit ihrer Bewohner:innen thematisieren. Dies ist den Autor:innen der hier veröffentlichten Texte auf sehr abwechslungsreiche und originelle Weise gelungen.

Erleben Sie unter anderem die faszinierende Legende der Ziegenfrau, die Kinder in ihren Bann zieht und die Grenzen zwischen Wahrheit und Mythos verschwimmen lässt. Tauchen Sie ein in die düstere Atmosphäre eines Dorfes, in dem der Fluch einer verurteilten Hexe das Schicksal des Ortes besiegelt. Oder folgen Sie Emma, die vor übernatürlichen Wesen in die Abgeschiedenheit eines

kleinen Dorfes flieht, um dann festzustellen, dass die Horrorgestalten sie überallhin verfolgen. Aber auch ein unheimlicher Storch namens Adebar, der böse Nachtkrapp und eine schaurige Vogelscheuche sorgen für Gruselgenuss, ebenso wie die unerklärlichen Fähigkeiten eines düsteren Teenie-Mädchens. Von Gesichtslosigkeit und Verfolgungswahn zu schaurigen Hexen und besessenen Künstlern – diese Anthologie entführt Sie in die finstersten Ecken scheinbar friedlicher Dörfer.

Entdecken Sie die fiesen Gestalten, die im Schatten lauern, und erleben Sie Geschichten, die von Angst, Einsamkeit und dem Kampf ums Überleben erzählen. Denn in unseren Dörfern ist nichts, wie es scheint, und die Wahrheit ist manchmal erschreckender als die Fiktion.

Wir als Herausgeberinnen freuen uns sehr, wenn Sie, liebe Leser:innen, in die von uns mit viel Hingabe ausgewählten Geschichten eintauchen. Tolle Lesemomente, düstere Spannung und eine angenehme Gänsehaut wünschen Ihnen

Sabine Brandl & Gisela Weinhändler
Die Herausgeberinnen
Mai 2024

Johanna Brenne
Die Randständigen

Es heißt ja, jedes Dorf hat seinen Sonderling, dem alle aus dem Weg gehen. Dem die Kinder Schimpfworte nachrufen, der für alles Schlechte in der Umgebung verantwortlich gemacht wird. Jemand, um den sich dunkle Geschichten ranken. Unser Dorf ist da keine Ausnahme, nur haben wir gleich eine ganze Siedlung davon.

Gefühlt gehört die Ansammlung von Häusern gar nicht zu Weidlingen: ungefähr ein Kilometer Landstraße trennt unser Dorf von ihr, aber sie hat offiziell keinen eigenen Namen und wird verwaltungstechnisch als Teil von uns betrachtet. Wenn wir aus dem Dorf über die Leute von dort sprechen, was selten genug vorkommt, nennen wir sie nur »die Randständigen«.

Früher einmal soll es das Gehöft einer reichen Bauernsippe gewesen sein, mit mehreren Wohnhäusern, Stallungen und Scheunen. Heute sind es abgewohnte Gebäude mit zum Teil gebrochenen Fensterscheiben und löchrigen Dächern. Wie viele Menschen dort wohnen, weiß keiner genau: Wenn es um Meldezettel oder Schulpflicht geht, drehen die Beamten die Köpfe weg, genauso wie die Fahrgäste des Linienbusses, der an der Siedlung vorbeifährt. Die Randständigen wohnen in einer Grauzone, in jeder denkbaren Bedeutung des Wortes.

Hin und wieder tauchen Bewohner der Siedlung bei uns im Dorf auf. Ein älterer Mann im scheckig-braunen Mantel, der im Gemischtwarenladen eine Schachtel Nägel kauft. Eine junge Frau mit langen Haaren, die vor der Bäckerei sitzt und Äpfel aus einem großen Rucksack anbietet. Ich kam gerade mit einem Beutel Semmeln vom Bäcker und vergaß, was man mir beigebracht hatte: *Wenn du einen von den Randständigen bemerkst, sieh nicht hin. Geh vorbei. Man weiß nie, was die im Schilde führen.* Ich sah aber hin, sah

eine Frau kaum älter als ich, sah den leeren Teller für die Münzen, den vollen Sack. Die Äpfel leuchteten rot heraus, sie kamen bestimmt aus dem kleinen Hain hinter dem Gehöft, wo wir sie früher manchmal heimlich als Mutprobe gepflückt hatten. Saftig waren sie immer gewesen und süß.

»Fünf Äpfel, bitte«, sagte ich schnell.

Wenn ich Dankbarkeit erwartet hatte, lag ich daneben. Spöttisch lächelnd füllte sie meinen Einkaufsbeutel mit Äpfeln, ein Augenzwinkern erhielt ich für die Münzen, die ich auf den Teller legte.

»Gibt's heute Apfelkuchen?«, fragte sie und schaffte es, das letzte Wort altmodisch und bieder klingen zu lassen.

»Vielleicht«, sagte ich und brach damit ein weiteres Gebot des Dorfes. *Lass dich nicht in ein Gespräch mit den Randständigen verwickeln.*

»Na dann, viel Glück beim Backen.« Es klang, als würde ich es nötig haben. Stimmt zwar, aber woher wollte sie das wissen?

»Lisa!«, zischte es hinter mir. Die alte Frau Häberlich, Kopftuch fest unterm Kinn zugebunden, Stock in der linken Hand. Ich nickte der Äpfelverkäuferin zu, murmelte ein »Grüß Gott« in Richtung des Kopftuchs und machte, dass ich davonkam. In spätestens einer Stunde würde das ganze Dorf wissen, dass ich mit einer Randständigen gesprochen und ihr noch dazu etwas abgekauft hatte. Egal.

Ich schnippelte gerade Äpfel, als ich die Haustür hörte. Meine Mutter war von ihrer Runde zurück. Jeden zweiten Tag schaut sie bei einigen älteren Dorfbewohnern vorbei, um zu sehen, ob sie etwas brauchen. Meine Mutter konnte schon immer sehr sozial sein, wenn sie wollte.

Jetzt kam sie in die Küche und hatte ihr strenges Gesicht aufgesetzt. »Im Dorf wird erzählt, du hättest dich mit einer Randständigen unterhalten.«

»Ich habe nur ein paar Äpfel gekauft. Ich hatte Lust auf Kuchen.«

»Du kannst doch überhaupt nicht backen! Wie auch immer, halte dich von den Randständigen fern. Es ist dunkles Volk.«

»Die Apfelverkäuferin hatte braune Haare, wie ich.«

»Du weißt genau, wie ich das meine.«

»Ehrlich gesagt, nein.«

Ich wusste nur, dass man mir von klein auf beigebracht hatte, die Randständigen zu meiden. Nicht mit den Kindern zu spielen, falls man sie im Wald traf oder doch mal eines davon in der Schule auftauchte. Den Blick abzuwenden und schnell weiterzugehen, wenn sie ins Dorf kamen. So tun, als wären es nur Schatten.

Dann gab es noch die Gerüchte, die ich auf dem Pausenhof gehört hatte. Geschichten von verschwundenen Kindern, die zu weit von ihren Häusern entfernt im Wald gespielt hatten oder abends zu lange draußen gewesen waren. Von dem Zwillingspaar, das nicht vom Rodeln zurückgekommen war. Niemand kannte eines dieser Kinder, das musste alles vor unserer Zeit geschehen sein, aber wir teilten die Geschichten kichernd in der Mittagssonne, und stachelten uns anschließend gegenseitig dazu an, bis zum Rand der Siedlung zu schleichen, Schimpfworte zu rufen und wegzurennen, bis uns der Atem wegblieb und der Schweiß über die Stirn lief. Dann gingen wir im Baggersee schwimmen und vergaßen die Geschichten, bis vielleicht eine davon in einem Traum wieder auftauchte, oder in der Dämmerung eines Winternachmittags.

»Gibt es denn einen Beweis, dass einer aus der Siedlung jemals etwas Böses getan hat?« Ich fischte eines der Apfelstückchen aus der Schüssel und stecke es mir in den Mund. Süß und saftig wie früher.

»Wenn es den gäbe, hätte der Bürgermeister längst eingreifen können.« Die Stimme meiner Mutter klang bitter.

»Der Bürgermeister!« Der Bürgermeister ist im Amt, seit ich denken kann. Ich glaube, er wird hauptsächlich aus Gewohnheit gewählt.

»Oder die Polizei aus der Kreisstadt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ihr mögt sie einfach nur nicht.«

Meine Mutter schnaubte. »Keiner weiß, was sie da machen, wovon sie leben.«

»Vermutlich nicht von Kindern, die sie im Wald stehlen.«

»Lisa!« Das war die Tonlage von früher, die andeutete, dass ich in Schwierigkeiten steckte. »Seitdem du zum Studieren in die Stadt gegangen bist, hast du allen Respekt verloren.«

»Oder meinen Horizont erweitert«, gab ich zurück und bückte mich nach der Schublade mit dem Rührgerät. Ich würde diesen Kuchen backen. Und morgen Abend den Bus zurück in die Stadt nehmen, wo alle über meine Geschichten aus dem Dorf lachen würden.

Es war im folgenden Winter, als ich im Bus einschliefe und meine Haltestelle verpasste. Frühwinter, um genau zu sein, Ende November, der plötzlich Schnee gebracht hatte. Die Welt war in einen grauen Schleier gehüllt, der Bus überhitzt, die Fenster beschlagen. In der Nacht zuvor hatte ich eine Arbeit fertig geschrieben und deshalb kaum Schlaf bekommen. Nach meinen Vorlesungen war ich nun auf dem Weg zurück zum Dorf – für ein längst überfälliges Wochenende, das sagte zumindest meine Familie. Der Bus rumpelte auf der Landstraße, mein Körper fühlte sich schwer an. Nur einen Moment die Augen zumachen, bis zum Dorf waren es noch mindestens zwanzig Minuten. Ich schob meine Kapuze hoch, lehnte meinen Kopf gegen das Fenster. Nur einen Moment.

Jemand packte mich am Arm, ich schreckte hoch.

»Hättest du hier nicht rausgemusst?« Eine raue männliche Stimme, die ich nicht erkannte, ein schmales Gesicht unter wirren Haaren. Grauer Anorak.

Ich drehte mich um, sah nach der Anzeige. Verdammt, er hatte recht. Wir waren soeben an Weidlingen

vorbeigefahren.

Ich sprang von meinem Sitz auf, lief nach vorne zum Fahrer, mein Rucksack stieß gegen die anderen Fahrgäste.

»Das war mein Stopp! Können Sie mich bitte noch rauslassen?«

Der Fahrer nahm den Blick nicht von der Straße, die von Schneepfosten gesäumt war. »Das ist gegen die Vorschriften«, erklärte er stoisch. »Da könnte ja jeder kommen. Beim nächsten Halt kannst du raus.«

»Der nächste Halt?« Ich war noch nie weiter als bis nach Weidlingen gefahren.

»Hinterm Wald. Aber da steigt sonst nie einer aus.«

Kein Wunder. Direkt hinter dem Wald war nichts, das nächste Dorf war ein gutes Stück weiter. Es war kleiner als unseres, die Kinder von dort gingen in unsere Grundschule.

Ich seufzte. Ich würde ein langes Stück zurückgehen müssen, im Schnee, durch den Wald. Aber was half es?

»Ich möchte dort aussteigen.«

Er nickte nur, ich blieb gleich bei der Tür stehen.

Draußen zog der Wald an uns vorbei. Ganz schön düster. Aber es war der Wald meiner Kindheit, kein Grund zur Sorge.

Der Bus blieb mit einem Ruck stehen. Ich stieg aus, der Bus schloss seine Türen und war schnell in der Dämmerung verschwunden.

»Der nächste kommt in einer Stunde.«

Da erst bemerkte ich, dass der Mann mit dem grauen Anorak auch ausgestiegen war. Er deutete auf das Haltestellenschild auf der anderen Straßenseite.

»Ich warte doch nicht auf den Bus zurück!«, rief ich aus. »In der Zeit bin ich schon wieder im Dorf.« Hoffentlich. Zumindest würde ich nicht herumstehen und frieren.

»Der Weg führt durch den Wald«, wandte der Mann ein. Er trat näher an mich heran, ich schätzte ihn auf wenig älter, als ich es war. Kannte ich ihn?

»Ich bin auch aus Weidlingen. Aus der Siedlung. Glaub mir, es ist kein guter Weg durch den Wald.«

Ein Randständiger! Deshalb hatte ich ihn nicht erkannt. Aber er mich schon. »Hast du auch den Stopp verpasst?« Wie groß waren denn die Chancen?

»Sieht so aus«, erklärte er gleichmütig. »Ich warte mit dir auf den nächsten Bus.«

»Ich warte aber nicht. Ich gehe.« Auf keinen Fall würde ich hier eine Stunde in der Kälte stehen.

Ich schob mir meinen Rucksack auf beide Schultern, steckte die Hände in die Jackentaschen und stapfte los.

Schritte hinter mir.

»Dann begleite ich dich.«

»Ich dachte, der Weg durch den Wald ist nicht gut?«

»Eben.«

War das jetzt besser, mit ihm hinter mir?

Es ist dunkles Volk.

Quatsch. Du bist müde und es ist Winter. Vergiss die alten Sprüche und mach, dass du nach Hause kommst. Die werden sich schon Sorgen machen.

Sollte ich anrufen und Bescheid sagen? Ich könnte sagen, ich hätte den Bus verpasst.

Ich holte mein Handy aus der Jackentasche. Kein Empfang. Vermutlich befand ich mich im letzten Funkloch Deutschlands. Ich sah hoch zu den grauen Wolken, die sicher mit noch mehr Schnee gefüllt waren. Dann verschluckte mich der Wald.

Unter den Bäumen war es so düster, dass ich die Straße kaum mehr erkennen konnte. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Es fehlte noch, dass ich im Graben landete und mir den Knöchel verknackste. Ich zückte wieder mein Handy. Das Licht der Lampe leuchtete auf, die Schneepfosten reflektierten es dankbar. Besser.

»Mach das Licht aus«, kam von hinten die raue Stimme.

»Ich habe keine Lust zu stürzen«, gab ich zurück, ohne stehenzubleiben.

»Mach es aus. Deine Augen gewöhnen sich an die Dunkelheit, dann siehst du wieder besser.«

»Aber mit dem Licht ist es doch einfacher?«

»Mach es aus.« Seine Stimme klang scharf, mich fröstelte. Würde er mir das Handy aus der Hand reißen?

Ich löschte das Licht. Vielleicht war es besser, die Batterie zu schonen, für den Fall, dass es tiefer drinnen im Wald noch dunkler wurde. Oder ich doch noch Empfang bekam.

Zuerst erschien mir die Umgebung pechschwarz, sodass ich stehen blieb. Aber dann tauchte tatsächlich die Straße als dunkles, schneefreies Band auf, dem ich folgen konnte. Also gut.

Ich ging weiter, hinter mir die Schritte des fremden Mannes. Eine Weile hörte ich nur meine und seine Schritte im gleichmäßigen Rhythmus. Es schien heller zu werden statt dunkler, und als ich nach oben schaute, hatten sich die Wolken verzogen und ich sah zwischen den Bäumen Sterne und die Halbscheibe des Monds.

Na bitte. So langsam mussten wir in der Mitte des Waldes sein, die Hälfte war geschafft. Sicher waren wir bald durch, dann folgte noch das Stück Landstraße, das an der Siedlung vorbeiführte. Und danach kam das Dorf und mein Zuhause, wo die Mutter bestimmt gerade das Abendessen zubereitete.

Er packte mich am Arm, ich fuhr herum, den Aufschrei schon im Hals, als ich den Finger auf seinen Lippen sah. »Still«, hauchte er. Es klang nicht bedrohlich, eher besorgt. Das Mondlicht erhellte sein Gesicht, die dunklen Augen, die zu Schlitzeln zusammengezogen waren. Es schien, als lauschte er. »Etwas folgt uns.«

Ich zog meine Schultern hoch. Was meinte er? Ein Fuchs, ein Wildschwein? Ich spähte ins Dunkel, konnte aber nichts erkennen. Bestimmt war es nur Schnee, der von einem Baum gefallen war. Kein Wildtier würde uns folgen, oder?

»Weiter«, flüsterte er, und zog mich hinter sich her, aber nach ein paar Schritten blieb er wieder stehen. Er wies auf einen beschneiten Forstweg, der von der Straße abging. Nur die Traktorspuren waren dunkel. »Da hinein.«

»Bist du irre? Ich gehe doch nicht weg von der Straße!«, zischte ich.

Er antwortete nicht, sondern zog mich einfach mit sich, und ich ließ es zu – wegen des Tons in seiner Stimme, als er »etwas folgt uns« gesagt hatte.

Nach nur einem kurzen Stück über den Forstweg, bei dem mir Schnee kalt und nass in die Stiefel gerutscht war, blieben wir wieder stehen. Der Randständige ließ mich los und zeigte nach links.

»Da, der Hochstand. Kletter hinauf, leg dich auf den Boden und mach keinen Mucks, bis ich dich rufe.«

Der Hochstand hatte eine Leiter, der ein paar Sprossen fehlten, sah aber sonst noch halbwegs intakt aus. Aber sollte ich da wirklich hinauf? Und er? Was, wenn er hinterherkam? Andererseits, was auch immer er mit mir anstellen wollte, konnte er auch hier unten machen. Oder auf der Straße vorhin. Ich war ihm ausgeliefert, so oder so.

»Was hast du vor?«

»Ich kümmerge mich um ... das, was uns folgt. Schnell, hinauf!«

Ich rüttelte probeweise an der Leiter. Wenn sie nur hielt und mit ihr das ganze Ding!

Die Leiter hielt. Zwar rutschte ich in der Eile von einer Sprosse ab, fing mich aber wieder, und schaffte es, die Plattform zu erreichen, die nur wenig unter meinem Gewicht wackelte. Vorsichtig lugte ich über die Brüstung. Er stand unten und sah zu mir hinauf. Von oben wirkte er größer und breiter, anstatt kleiner. Glühten seine Augen?

»Hinlegen!«, fauchte er leise, bevor er sich abwandte und mit federnden Schritten zwischen den Bäumen verschwand.

Ich gehorchte. Nun konnte ich nichts mehr sehen. Wo wollte er hin? Was hatte er vor? Was meinte er mit »kümmeren«?

Als Antwort hörte ich von nicht weit das Knacken von Zweigen, gefolgt von einem Kreischen. Noch nie hatte ich so einen Laut gehört. Auf einmal war ich froh, nichts zu sehen.

Wenn ich gekonnt hätte, wäre ich mit den kalten, harten Brettern verschmolzen. Was, wenn er nicht wiederkam, sondern stattdessen – was auch immer?

Das Kreischen wiederholte sich, dazu ein Schnaufen, ein Fauchen, weitere Äste schienen zu brechen. Was passierte hier? Das konnte doch kein Wildschwein sein?

»Bitte, bitte«, flüsterte ich in die Nacht. »Lass das hier gut enden. Ich schlafe auch nie wieder im Bus ein, versprochen. Und falls doch, warte ich ohne zu maulen auf den nächsten.«

Die Nacht antwortete nicht. Überhaupt war es plötzlich so still. Ich bewegte keinen Muskel. Bitte, bitte.

»Du kannst runterkommen.« Die Stimme des Randständigen, heiserer als vorher, aber eindeutig seine.

Ich richtete mich auf und sah über die Brüstung. Er stand im Schatten, an einen Baum gelehnt. Um ihn herum glitzerte der Schnee im Mondlicht.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich.

»Alles in Ordnung.«

Trotzdem zögerte ich, meinen sicheren Hort zu verlassen. Andererseits konnte ich auch schlecht hier oben bleiben, bis es hell wurde. Oder?

»Komm jetzt, bevor noch mehr auftauchen.«

Das gab den Ausschlag. Ich flutschte die Leiter herunter und hätte mich unten fast noch auf die Nase gelegt, wenn er mich nicht aufgefangen hätte.

»Immer mit der Ruhe. Noch ist kein weiteres da.«

Jetzt, im Mondlicht, konnte ich blutige Kratzer in seinem Gesicht sehen und große Risse in seinem Anorak. Er hielt sich den linken Arm. Als er ein paar Schritte machte, hinkte er.

»Das sieht aber nicht in Ordnung aus!« Ich lief hinter ihm her, den Forstweg entlang, zurück zur Straße.

»Heilt wieder.« Sein Atem ging schwer, aber er schaffte es, unbekümmert zu klingen.

Als wir die Straße fast erreicht hatten, sah ich dunkle Stellen im Schnee. Und ein Stück weiter, in einem Gebüsch, etwas liegen. Sicher kein Wildschwein. Aber auch kein Mensch, oder? Ich blieb stehen.

»Was war das?«

»Das willst du nicht wissen.«

Ich machte einen Schritt zum Gebüsch hin, dann zwei zurück. Sehen wollte ich es lieber nicht. Aber wissen schon.

»Doch.«

»Etwas, das hier im Wald lebt, ganz tief im Dunklen. Etwas, das nichts Gutes vorhatte. Etwas, das ich besiegen konnte. Reicht das?«

Nein, wollte ich rufen, nenn mir Namen, erklär mir alles, wir leben doch nicht in einer Märchenwelt, aber ich schwieg und sah ihn an. Er wirkte wieder kleiner, so wie vorhin, das Funkeln aus den Augen war verschwunden. Was genau war der Randständige?

»Du hast gewusst, dass es da sein würde, oder? Deshalb wolltest du auf den Bus warten.«

Er nickte. »Diese Wesen und wir haben eine längere Geschichte. Wir sollten jetzt wirklich gehen.« Die Stimme klang mit einem Mal heller, das Gesicht, vom Mondlicht angeleuchtet, erschien verändert, fast zart, trotz der Verletzungen. Ich war mir sicher gewesen, einen Mann als Begleiter zu haben, aber jetzt? Hatte ich mich geirrt oder hatte er sich gewandelt? Oder war das alles nur das Mondlicht? Namen wusste ich auch keinen.

Er (?) schritt voran, auf die Straße zu, ich folgte.

Nach ein paar Minuten hielt ich es nicht mehr aus.

»Warum hast du mir geholfen?«, fragte ich den Rücken vor mir.

»Du hast meiner Schwester Äpfel abgekauft.«

Ich blinzelte. Gerettet durch einen Apfelkuchen?

Er drehte sich um, sein Gesicht verzog sich zu einem spöttischen, sehr männlichen Grinsen. »Das glaubst du doch

jetzt nicht wirklich?« Auch die Stimme war wieder wie vorher. »Der Lohn der guten Tat oder so?«

Ich spürte, wie ich rot wurde. »Warum denn dann?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich war da. Und du bist aus unserem Dorf.«

»Aber alle aus dem Dorf sind immer nur grässlich zu euch!«

Wieder dieses Schulterzucken. »Darum geht es nicht. Ihr seid schwach, wir sind stark. Wir passen auf euch auf, weil ihr es nicht selbst könnt.«

»Moment mal. Heißt das, ihr macht das immer? Uns beschützen? Vor diesen ... Wesen?«

»Ist manchmal nicht einfach«, gab er zu. »Ihr seid ganz schön unvorsichtig, vor allem eure Kinder. Ihr solltet sie warnen, nicht so tief in den Wald zu gehen.«

Wenn der wüsste. Dann endlich begriff ich. »Die Kinder, die verschwunden sind. Und manchmal ein einsamer Wanderer ... waren das ...?«

Er nickte. »Wir können nicht überall sein.«

Die Geschichten stimmten also, die Dörfler hatten sich nur darin geirrt, wer die Gefahr war. Und wer die Rettung.

»Warum im Wald?«, stotterte ich.

»Einsam, ruhig, dunkel. Wild als Beute. Und hin und wieder ...«

Eine leichte Übelkeit stieg in mir auf.

»Aber woher kommen sie? Und ihr?«

»Wir waren alle immer schon hier. Ihr habt es nur vergessen. Früher habt ihr euch selbst gewehrt. Heute seid ihr zu aufgeklärt dafür.« Er ging weiter.

Der Wald öffnete sich, da waren die Wiesen, die ich kannte, dann tauchte die Siedlung auf. Der Randständige machte keine Anstalten, dorthin abzubiegen.

»Du solltest nach Hause gehen«, rief ich. »Du bist verletzt. Ich kenne den Weg jetzt gut.«

»Sicher«, sagte er, ohne stehenzubleiben. Erst in der Einfahrt meines Elternhauses hielt er an.

»Danke«, brachte ich heraus. »Ich werde allen erzählen ...«

Er lachte leise. »Lieber nicht.« Wieder klang die Stimme heller, weicher. »Die erklären dich für verrückt. Eine Siedlung voller Irrer reicht schon aus.«

»Aber sie sollen doch nicht glauben ...«

»Ist schon gut. Wenn du magst, kannst du ja sagen, ich hätte dich durch den Wald begleitet und die ganze Zeit respektvoll behandelt. Das allein wird unsere Reputation schon um Meilen erhöhen.« Noch ein Lachen. »Ich heiße übrigens Tami.« Eine fließende Bewegung, und Tami verschwand in der Nacht. Vom Hinken war nichts mehr zu sehen.

Langsam ging ich auf mein hell erleuchtetes Elternhaus zu. Dinge würden sich ändern müssen. Die Frage war nur, wie.

Meine Mutter riss die Tür auf. «Du bist spät dran!«

Ich trat ein. »Ich muss euch was erzählen.«

Sascha Kröner
Licht und Schatten

Mit zittrigen Fingern drehte Odo den Docht der alten Öllampe etwas weiter heraus. Die erstarkende Flamme vertrieb die Dunkelheit und erhellte das Untertor, den südlichen Ausgang Rothenfurths. Jenseits der hölzernen Pforte gingen die befestigten Gassen in einen Feldweg über, der unterhalb der Lindenmühle in Richtung Friedhof führte. Der Gedanke ließ dem Nachtwächter einen eiskalten Schauer über den Rücken kriechen. Nur einmal pro Schicht machte er die Runde außerhalb des Dorfes, die ihn schließlich zurück zur Wachhütte am Osttor führte. In dieser Nacht hätte er lieber ganz auf den Abstecher zum Friedhofshügel verzichtet. Exakt ein Jahr war vergangen, seit die Tochter des Schultheißen Harfner und der kräftige Knecht vom Ruppertshof der Bestie zum Opfer gefallen waren. Um kurz nach Mitternacht hatte Odos Vorgänger ihre kalten Körper gefunden.

Bevor er den Riegel des Tores zur Seite schob, wandte sich der Nachtwächter noch einmal dem Kirchturm in der Dorfmitte zu. Die Turmuhr war von allen drei Toren Rothenfurths gut sichtbar, was seinen Job deutlich erleichterte. Odo räusperte sich. »Hört ihr Leute, lasst euch sagen: Unsere Uhr hat zehn geschlagen. Es ist alles in Ordnung«, verkündete er die festgesetzten Worte – so laut wie seine angekratzten Stimmbänder es hergaben. Dann nahm er einen kräftigen Schluck aus dem silbernen Fläschchen, das zum treuen Begleiter an seinem Gürtel geworden war. Während angenehme Wärme den Rachen hinunterkroch, zog er die Krempe seines breiten Hutes etwas tiefer ins Gesicht und machte sich auf den Weg.

Der leichte Regen hatte bereits vor einer Stunde eingesetzt. Um auf dem schlammigen Feldweg nicht das Gleichgewicht zu verlieren, stützte sich Odo mit der linken

Hand auf den schulterhohen Spieß, der Teil seiner Ausrüstung war. Die Laterne schwenkte er mit der Rechten, um beide Seiten des vor ihm liegenden Wegs gleichmäßig auszuleuchten. Selbst nach all den Monaten hatte er sich nicht an die einsamen Runden gewöhnt. Während die unheimliche Stille in den nächtlichen Gassen mit jeder Stunde zunahm, wirkte jedes Geräusch außerhalb der Dorfgrenzen unnatürlich verstärkt. Gleich rechts von ihm schwoll das tagsüber muntere Plätschern des Mühlbachs zu einem bedrohlichen Rauschen an. Der Waldkauz, der hinter ihm seinen nächtlichen Ruf ausstieß, schien unmittelbar auf seiner Schulter zu sitzen – und das Knacken im Gebüsch vor ihm ... Odo blieb stehen.

Nur wenige Meter von ihm entfernt hatte sich etwas bewegt. Da war er sich auf einmal ganz sicher. Der Nachtwächter hob die Laterne und hielt den Atem an. Zunächst hörte er nur das Flüstern der Blätter im Wind. Doch da war noch etwas. In unregelmäßigen Abständen wurde das Rascheln des Laubs von einem Knirschen unterbrochen. Es klang wie Schritte im Unterholz – und das Geräusch änderte seine Position. Odo hängte die Lampe über die Spitze seines Wachspießes und richtete sie auf die Stelle, an der er das Knacken zuletzt wahrgenommen hatte. Für einen kurzen Moment überlegte er, einfach weiterzugehen. Der Eingang des Friedhofs war schon in Sichtweite. Wenn er es bis dorthin schaffte, bevor ihn ein möglicher Angreifer erreichte, konnte er das große Messingtor hinter sich zu werfen und mit seinem Spieß sichern. Aber nein ... das war nicht seine Aufgabe. Er war unterwegs, um die Bewohner Rothenfurths vor nächtlichen Bedrohungen zu warnen. Hätte sein Vorgänger Johann vor einem Jahr pflichtbewusster gehandelt, wären die beiden Turteltäubchen vielleicht noch am Leben. Nein, wie ein Angsthase wegzulaufen, war keine Option.

»Wer treibt sich zu so später Stunde vor dem Ort herum? Sofort heraustreten!« Odo hatte die Warnung kaum

ausgesprochen, da begannen die Blätter vor ihm zu wanken. Dann entfernte sich das Geräusch berstender Äste in Richtung Friedhof. Ohne weiter nachzudenken, nahm der Nachtwächter die Verfolgung auf. Gerade als er anhalten und erneut lauschen wollte, explodierte das Blattwerk zu seiner Rechten. Schwarzes Fell und leuchtend weiße Zähne sprangen ihn aus der Dunkelheit an. Beim Versuch auszuweichen und seine Waffe herumzureißen, ging Odo krachend zu Boden. Die Laterne, die immer noch vorne am Speiß baumelte, segelte in hohem Bogen davon.

»Mistvieh«, entfuhr es ihm, nachdem er sich ruckartig aufgesetzt hatte. Vor ihm hockte Jago, der fette Köter des Müllers Jost. Mit einem schmatzenden Gähnen erhob sich der Vierbeiner, der an seiner »Beute« bereits jegliches Interesse verloren hatte, und trabte in Richtung Mühle davon. »Würmer sollst du kriegen«, rief Odo dem Tier in die Dunkelheit nach. Schnaufend stützte er sich auf alle viere und schaute sich um. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass das Licht seiner Laterne erloschen war. Er krabbelte von einer Seite des Wegs zur anderen, aber – so sehr er auch suchte – die Lichtquelle blieb verschwunden. Vielleicht war die Lampe die Böschung hinuntergerollt und im Mühlbach gelandet. Odo hämmerte mit einer Faust in den Schlamm. »Würmer sollst du kriegen, bis du Blut schießt.« Als er den Kopf wieder hob, fiel ihm ein entferntes Flackern hinter dem Friedhofstor auf.

Die Quelle des Leuchtens war eine Laterne, die jemand als Grablicht vor einer der beschrifteten Holztafeln aufgestellt hatte – das einzige Licht weit und breit. Als Odo auf die Namen herabschaute, fuhr ihm ein eisiger Schauer durch die Knochen. »Irma Harfner und Jakob Baum. Im Leben getrennt, im Tode vereint« war in eckigen Buchstaben in das vom Regen dunkel gefärbte Holz gebrannt. Die Gedenktafel war knapp zwölf Monate alt. Das wusste Odo ganz genau. Aufgeschlitzt wie Schweine, fand man die unglücklichen Liebenden vor einem Jahr in der Hintergasse,

nachdem sein Vorgänger Johann die schreckliche Entdeckung gemeldet hatte. Schnell hatte der Schultheiß eine Belohnung von fünf Gulden für Hinweise ausgelobt. Johann würde diesen Bonus allerdings nicht mehr einstreichen. Bereits am Tag nach dem Mord hatte der Schultheiß den Nachtwächter wegen Trunkenheit im Dienst unter dem Westtor aufknüpfen lassen. Man erzählte sich, dass Johann ein Auge auf Harfners Tochter geworfen hatte. Dass er dann in der entscheidenden Nacht nicht mit einem wachsamen Auge zur Stelle war, stimmte das Dorfoberhaupt wenig nachgiebig.

Odo löste die Flasche an seinem Gürtel und genehmigte sich einen ordentlichen Schluck. Dann hob er die Laterne von der Grabstätte auf. Heute Nacht würde sie hier draußen niemand vermissen.

»Natürlich«, schnaubte Odo, als er das Osttor hinter sich gelassen hatte. Kaum war er an der Wachhütte angekommen, wo er sich für einen Moment unterstellen konnte, da ließ der Regen nach. Immerhin durfte er nun darauf hoffen, dass der Rest der Nacht angenehmer verlief. Die Zeiger der Turmuhr standen auf halb elf. Genau der richtige Zeitpunkt, um bis zur nächsten vollen Stunde noch einmal die Dorfstraße und alle Seitengassen abzugehen. Odo musterte die ausgeliehene Laterne. Eine weiße Kerze flackerte hinter trübem Glas in einem schwarzen Gehäuse. Die Flamme gab weniger Licht ab als seine alte Öllampe – doch was blieb ihm anderes übrig? Vor Tagesanbruch würde er seine alte Lampe nicht wiederfinden.

Als er schließlich loslief, um seine Runde fortzusetzen, geschah etwas Merkwürdiges. Für einen kurzen Moment hatte Odo den verstörenden Eindruck, dass ihm sein eigener Schatten am Straßenrand vorausgeeilt war. Zumindest glaubte er, im Lichtkegel der Laterne eine dunkle Bewegung zu sehen. Bei näherer Betrachtung war er jedoch völlig alleine auf der Straße. Seine Augen mussten ihm einen

Streich gespielt haben. Oder die fette Töle des Müllers hatte einen Weg in den Ort gefunden.

Die Hälfte der gut zwei Dutzend Häuser Rothenfurths säumte die zentrale Dorfstraße zwischen dem Osttor und dem Westtor. Die übrigen Gebäude verteilten sich auf drei schmale Quergassen im Norden und zwei im Süden. Auch in dieser Nacht blieben alle Fassaden schwarz. Kein Lichtschein fiel aus den Fenstern, während Odo die allgegenwärtige Dunkelheit mit der Laterne vor sich hertrieb. Am Haus des Schultheißen blieb er stehen und drehte sich um. Das Kerzenlicht beleuchtete kaum mehr als das, was direkt vor seinen Füßen lag. Die Wachhütte war nur noch eine dunkle Erinnerung in der Nacht.

Am Westtor angekommen, beschloss der Nachtwächter, sich mit einem weiteren Schluck seines flüssigen Mutmachers zu belohnen. Als er den Kopf in den Nacken legte und den Schnaps fließen ließ, fiel sein Blick auf den Strick, der noch immer im Torrahmen über seinem Kopf baumelte. Prustend spuckte Odo den hochprozentigen Muntermacher wieder aus. Nach einigen tiefen Atemzügen beschloss er, auf den Schreck noch einen weiteren Schluck zu nehmen. Nachdem er das Fläschchen wieder am Gürtel eingehakt hatte, verspürte er ein weiteres drängendes Bedürfnis. Nur wenige Meter neben der Ruppertsscheune zweigte eine Gasse ab, die für diesen Zweck sehr gut geeignet war. Odo stellte die Lampe ab und ging breitbeinig in Position. Schon bevor er seinen Mantel zur Seite schwang, roch er einen beißenden Gestank, der ihn daran erinnerte, dass nicht wenige Bewohner der umliegenden Häuser ihre Nachttöpfe in den schmalen Seitenstraßen entleerten. Dieser Umstand konnte das angenehme Gefühl, das er gerade verspürte, aber nicht mindern. Erst als er die schwarze Laterne vom Boden aufhob, wandelte sich die Erleichterung in Unbehagen. Der Lichtschein hatte die Wand nur gestreift, doch der kurze Moment reichte aus, um einen dunklen Umriss zu enthüllen, der auf groteske Weise falsch

aussah. Seinem Schatten haftete etwas zutiefst Unnatürliches an. Odo konnte die Form seines Hutes auf dem Kopf erkennen, und der Spieß in seiner Hand zeichnete sich ebenfalls als Teil der schwarzen Gestalt ab. Gleichzeitig schienen aber weder die Körperhaltung noch die Bewegungen die seinen wiederzugeben – als ob sein dunkles Spiegelbild ein Eigenleben entwickele. Odo machte einen Schritt nach hinten und riss die Laterne zurück. Er fühlte sich wie ein törichter Trunkenbold. War es jetzt wirklich schon so weit gekommen, dass er vor seinem eigenen Schatten davonlief? »Es ist alles in Ordnung«, bestätigte er sich selbst, während er die Laterne langsam wieder nach vorne richtete und den Weg des schmalen Lichtkegels verfolgte. Außer dem Schein der Kerze war nichts auf der Wand zu sehen. Odo bewegte seine rechte Hand vor die Lampe und stellte zufrieden fest, dass sich ihre dunklen Umrisse wie erwartet vor ihm abzeichneten. Er richtete seinen Daumen auf und ließ die übrigen Finger in der Mitte auseinander schnappen. Während ein schwarzer Hundekopf auf der Wand das Maul aufriss, entfuhr dem Nachtwächter ein verkrampftes Kichern.

Das Lachen blieb ihm schon kurz darauf im Halse stecken. Als er sich umdrehte und die gegenüberliegende Wand beleuchtete, sah er etwas, das sich nicht mehr als bloße Sinnestäuschung erklären ließ: An einem Stützbalken auf der Seite der Ruppertsscheune kletterte ein verschwommener Schatten herab. Wie eingefroren blieb Odo stehen und beobachtete, wie der graue Schemen den Boden erreichte und sich vor ihm zur Größe eines ausgewachsenen Mannes aufrichtete. Zwischen der Laterne, die an seinem ausgestreckten Arm zitterte, und dem Putz an der Wand gab es nichts, was dieses unheilige Schattenspiel hätte verursachen können. Als dem Nachtwächter dies klar wurde, hielt er den Atem an. Der Schatten schenkte ihm jedoch keine Beachtung. Die Umrisse auf der Wand bewegten sich in Richtung Dorfstraße und lösten sich an der

Ecke der Scheune in der Dunkelheit auf. »Ihr guten Götter!«, schnaufte Odo und ließ einen Schwall dampfender Luft in die Nacht entweichen.

Er musste komplett verrückt geworden sein. Ein Jahr nachdem der Schultheiß seine Tochter verloren hatte, stand er nun vor dessen Haus und dachte ernsthaft darüber nach, den Dorfoberen aus dem Bett zu holen. Dreimal hatte Odo bereits die Faust erhoben, um gegen die Tür zu hämmern – dreimal hatte er sie wieder gesenkt. Er wusste genau, was er gesehen hatte. Doch was würde der alte Harfner denken, wenn der nach billigem Fusel stinkende Nachtwächter ihm mitten in der Nacht vorjammerte, dass er einen körperlosen Schatten von der Wand herabklettern gesehen hatte? Und dann auch noch in *dieser* Nacht. Genauso gut könnte er seine Beschäftigung gleich selbst kündigen, sich Glöckchen an die Schuhe binden und sich für den Posten des Dorftrottels bewerben. Es würde ihm mit Sicherheit ein höheres Ansehen bewahren.

Odo wich von der Türschwelle zurück – unsicher, wie er mit der prekären Situation umgehen sollte. *Warum ich?*, grübelte er auf dem Weg durch den kleinen Vorgarten des Schultheißen. *Während alle anderen in ihren Betten liegen, muss ich mich mit Gespenstern herumschlagen.* Was tun? Er konnte sich in der Wachhütte verkriechen, bis die Sonne aufging, oder seine Runde fortsetzen und versuchen, eine vernünftige Erklärung für die wahnwitzigen Erlebnisse zu finden. Gerade als er begann, sich mit dem zweiten Punkt anzufreunden, hielt Odo inne. War da gerade etwas durch den Lichtschein seiner Laterne gehuscht? Er hätte schwören können, dass sich eine schemenhafte Gestalt direkt vor ihm in Richtung Garten bewegt hatte.

»Jago?« Er hauchte den Namen des Hundes mehr, als dass er ihn rief. »Besser, du zeigst dich jetzt, bevor ich dich aus Versehen aufspieße.« Keine Reaktion. Für einen kurzen Moment überkam ihn der Drang, einfach zurück zur

Wachhütte zu laufen und die Tür hinter sich zuzuschließen. Doch dann musste er daran denken, dass ihn der Schatten in der Gasse ignoriert hatte, vielleicht überhaupt nicht ihm auf der Spur war. Er richtete die Laterne auf den kurzen Weg, der durch den Vorgarten zurück zum Haus führte. »Verdammt.« Odo verfluchte seine Entscheidung, bevor er langsam einen Fuß vor den anderen setzte.

Das flackernde Leuchten am Ende seines Arms kroch über Steine und Kräuterbeete. Kurz darauf reichte es bis an die Türschwelle. Dort, wo das Licht die Fassade traf, tauchten zwei schwarze Umrisse aus dem Nichts auf. Und mit jedem weiteren Schritt, den Odo machte, wuchsen ihre Formen. Die flachen Abbilder waren in inniger Umarmung ineinander verschlungen und tauschten zärtliche Küsse aus. An der Stelle, wo er den Kopf einer Figur vermutete, schien sich langes Haar abzuzeichnen. Egal, wie wahnsinnig es ihm selbst vorkam: Odo musste sich eingestehen, dass er die Schatten zweier Personen vor sich hatte. Was fehlte, waren die dazugehörigen Körper, die für den Schattenwurf verantwortlich zeichneten. *Welch unheiliges Hexenwerk geht hier vor?* Nichts, was er in dieser Nacht erlebte, ergab auch nur den geringsten Sinn. Es sei denn ...

Er führte die Laterne, die er vom Grab der unglücklichen Liebenden mitgenommen hatte, etwas näher an sein Gesicht und fixierte die Flamme. Nicht möglich. Oder etwa doch? Er nahm die Lampe hinter den Rücken und starrte auf die Hauswand. So sehr er sich auch anstrebte, sie zu sehen – die unnatürlichen Schatten waren verschwunden. Dann richtete er die Lampe erneut auf die Fassade. Mit dem Schein der Kerze kehrten auch die farblosen Schemen zurück. Nun glaubte er sogar, einen der beiden Schatten wiederzuerkennen. Es war derselbe dunkle Umriss, den er neben der Scheune beobachtet hatte. Jakob Baum? Odo spürte ein nervöses Stechen in seiner Magengrube, als er den Gedanken weiterdachte. Wenn ihm die verfluchte Laterne tatsächlich die Schatten der Vergangenheit zeigte,

BERAUSCHT & BESESSEN

Realraum e.V. (Hrsg.)

ISBN 978-3-9815181-2-2

13,95 € | 204 Seiten | Broschur

19 Kurzgeschichten zum Thema »Berauscht & Besessen« präsentiert der Münchner Künstlerverein REALTRAUM in seiner zweiten Anthologie. Die Prosastücke in diesem Band sind spannend, nachdenklich, heiter, philosophisch, provokant, subtil und direkt. Hier können Sie in düsterer Brathendl-Philosophie schwelgen, sich vom magischen Rausch eines Klavierstückes verzaubern lassen, einen passionierten Maler beim Erschaffen eines Weltkunstwerkes beobachten, entdecken, welche erschreckende Abgründe sich hinter den täglichen Masken der Menschen verbergen, und Zeuge sein, wie ein besessener Spanner bei der Anbetung seiner Perfekten immer mehr dem Wahnsinn verfällt. Zahlreiche Illustrationen, die gezielt zu den Texten geschaffen wurden, sorgen dabei für noch weiteren Kunstgenuss.

FUSSBALL - NUR EINE NEBENSACHE?

Realraum e.V. (Hrsg.)

ISBN 978-3-9815181-3-9

9,95 € | 154 Seiten | Broschur

Egal ob Sie Fußball mögen oder nicht, mit dieser Lektüre werden Sie sicher Ihren Spaß haben. Sie können sich mitreißen lassen von der Fußballleuphorie beim WM-Endspiel sowie von erotischen Assoziationen beim Torschuss, Sie können sich über einen Tormann mit übernatürlichen Fähigkeiten wundern und philosophischen Fußball-Betrachtungen eines Anthropologen sowie einer nicht mehr ganz nüchternen Studentin folgen. Die Form reicht von der Kurzgeschichte über die Polemik bis hin zum Gedicht, die Stimmung von großer Fußballbegeisterung bis hin zu deren totalem Gegenteil. Die Illustrationen in diesem Buch sind ebenso frech, feinsinnig und fantasievoll wie die Texte. Das Ergebnis: ein echter Text- und Kunstgenuss rund ums runde Leder!